

lange nicht genug beachtetes Vorbild biete. Ähnlich könne einer „deutschen Bildungsgemeinde“ das staatlich kontrollierte Recht gegeben werden, Umlagen für Schulzwecke zu erheben.

Damit wird der zweite Einwand berührt: wer denn die Bildungspflege in die Hand nehmen solle. Foerster sagt: „Es müssen feste, öffentlich-rechtliche Selbstverwaltungskörper als Kulturunterhaltungsträger gebildet werden in Analogie zu den religionsgesellschaftlichen Verbänden. Sie müssen, wie diese auch, unter dem Staat bleiben, der ihnen aus der allgemeinen Lage heraus Maß und Grenzen setzt und Aufsicht übt.“

Foerster hofft, daß auf diese Weise die Kultur nicht als Nebensache behandelt werde und daß die Herausnahme der Kultur aus der allgemeinen Politik diese nicht nur entlasten, sondern auch entgiften werde.

Wenn man diese Gedankengänge ruhig auf sich wirken läßt, dann wird man den Stoßseufzer, den der Herausgeber der „Christlichen Welt“, Martin Rade, zu dem Artikel ausstößt¹, begreifen. Er sagt: „Foerster hat uns einen großen Block in den Weg gerückt. Da müssen wir nun sehen, wie wir mit ihm fertig werden.“

Wir glauben, daß die Zeit zu einer solchen radikalen Lösung noch nicht gekommen ist. Wir würden, wie unsere Eingangsworte zeigen, eine solche Lösung auch bedauern. Wir könnten ihr nur dann zustimmen, wenn der Staat unsere Gewissensforderungen nicht respektiert. Dann wären wir allerdings — und das ist überaus bemerkenswert an den Ausführungen Foersters —, was die Schule angeht, mitten in einer Lösungsart, die schon über die so viel angefochtene holländische weit hinausgeht. Das Interessanteste aber an Foersterns Ausführungen ist jedenfalls, daß hier von dieser Seite die Staatsallmacht in Schul- und Kulturfragen einmal ganz ernstlich in Zweifel gezogen wird.

Jos. Schröteler S. J.

Upadhyaya Brahmabandhav

Nur selten haben Jnder von Stand und Bildung den Weg zur katholischen Kirche gefunden. Der Protestantismus rühmt sich einer größeren Zahl von Anhängern aus diesen Kreisen. Aber viele sind sicher nicht als Christen anzusprechen, wie „christlich“ sie auch reden und leben mögen. Es ist ja seit langem zur Mode geworden, sich aus der Gedankenwelt der Evangelien auszuwählen, was gut scheint, und den „edelsten Asiaten“, Christus, zum Vorbild zu nehmen. Es ist neuzeitlicher Synkretismus, wie wir ihn heute im Zeitalter des Weltverkehrs überall antreffen, in Indien mehr als anderswo.

Die Gründe für diese Erscheinung und die „Unbefehrbarkeit“ der höheren Stände liegen in der Eigenart des Hinduismus. Er ist ein Gebilde von unbegrenzter Aufnahmefähigkeit, eine verschwommene Sammelreligion, die allen andern Religionen entlehnt, was gerade gefällt. Entsprechend ist die religiöse Einstellung des Hindu, der keinen Glauben ausdrücklich verwirft und keine Lehre ausschließlich glaubt. Bei solcher Einstellung fällt es schwer, mit dem Hinduismus völlig zu brechen und sich rückhaltlos zum Christentum allein zu bekennen.

Noch schwieriger wird die Überwindung eines andern Hindernisses. Der Hinduismus ist aufs engste mit einer reichen Kultur von höchstem Alter verflochten, mit der Sitte und Gesellschaftsordnung, der Kunst und dem höheren Geistesleben. Mit Recht ist der Jnder stolz auf das reiche Kulturerbe. Läßt sich die angestammte Religion überhaupt von ihm trennen, so daß sich das Christentum unter Verdrängung des Hinduismus mit der indischen Kultur vermählen kann? Mit andern Worten: Ist eine Indisierung des Christentums möglich und wünschenswert? Das wird von vielen Missionären rundweg geleugnet. Sie verzichten damit stillschweigend auf die Befehrung der selbstbewußten höheren Stände. Andere wünschen wenigstens eine teilweise Versöhnung, mit der Sitte und Kastenordnung. Die Möglichkeit ist gegeben. Ein Beispiel sind die katholischen Brah-

¹ Ebd. Sp. 543.

manen von Trischinopoli. Auch eine Synthese von christlicher und indischer Kunst erscheint durchführbar. Entscheidend aber ist die Frage nach der Versöhnung zwischen dem Christentum und der indischen Philosophie. Nur wenige sehen die Möglichkeit einer Lösung in der fernen Zukunft. Bisher hat nur einer eine sofortige Vermählung von christlicher Offenbarungswahrheit und indischer Weisheit für möglich gehalten und den Gedanken in die Tat umzusetzen versucht: Upadhyaya Brahmandhav¹.

Im Jahre 1891 schloß sich dieser glänzende begabte Brahmane mit ganzer Seele der Kirche an. Der Bruch mit seiner religiösen Vergangenheit schien vollständig und endgültig. Von glühender Vaterlandsiebe beseelt, betrachtete er es als seine Lebensaufgabe, die geistige Führerschaft Indiens und durch sie das ganze Volk für den Glauben zu gewinnen. Eine weitgehende Indisierung des Christentums erschien ihm als Vorbedingung. Indem er weiterhin nach den Vorschriften des Brahmanenstandes lebte, zeigte er in seiner Person die Verbindung von Christentum und indischem Leben. Er legte das safrangelbe Sannyasigewand an, um sich leichter Gehör zu verschaffen. Mehrere Jahre dachte der als Schriftsteller und Redner gleich hervorragende katholische Apologet kaum daran, in der Indisierung noch weiter zu gehen. Er bekämpfte den Jertum und verkündete die Wahrheit ganz nach Art europäischer Apologeten, nur daß seine originelle Auffassung und bilderreiche Sprache indisch anmutete. Mit aufrichtiger Teilnahme verfolgte man auf katholischer Seite die Arbeiten des für seine Sache so begeisterten Mannes. Auf diesem Wege schien es möglich, allmählich mit der geistigen Führerschaft Indiens Fühlung zu bekommen und einzelne Anhänger aus den höchsten Ständen zu gewinnen. Mit ihrer Hilfe würde man den Kreis der Tätigkeit stetig weiter ausdehnen können.

¹ Vgl. mein kürzlich erschienenenes Werk: Im Kampfe mit der Zaubervelt des Hinduismus. Upadhyaya Brahmandhav und das Problem der Überwindung des höheren Hinduismus durch das Christentum. Berlin und Bonn, Ferd. Dümmlers Verlag.

Leider war Upadhyaya zu sehr Jnder und Brahmane. Dem Jnder fehlte der Blick für das Erreichbare, die Ruhe und Ausdauer. Er verlangte nach schnellen und großen Erfolgen. Widerspruch reizte ihn zu Spott und Sarkasmus. Der selbstbewußte Brahmane war leicht geneigt, Indiens geistige Höhe zu überschätzen. Äußere Umstände traten hinzu, diese Charakterfehler zu verschlimmern und das Kulturbewußtsein zu stärken. Indien war in Erregung. Eine nationale Welle flutete über das Land. Stolz auf die vergangene Größe, träumten die Führer von Freiheit und einem neuen goldenen Zeitalter. Ein Mann wie Upadhyaya konnte sich dieser Strömung nicht entziehen. Schließlich war es sein tragisches Geschick, daß er zu einer Zeit lebte, wo nur wenige europäische Missionäre für tiefgreifende Änderungen in der Missionsmethode Verständnis hatten oder von einem Eingeborenen, zumal einem Brahmanen, Belehrung annahmen. Alles dieses ist im Auge zu behalten, um die folgende bedauerliche Entwicklung und den tragischen Abschluß der Laufbahn des begabten Mannes zu verstehen.

Um das Jahr 1898 begann ein neuer Abschnitt in Upadhyayas Entwicklung. In seiner eigenen impulsiven Art änderte er seine Taktik. Gleichzeitig vollzog sich in seinen Anschauungen ein seltsamer Wandel, so daß wir unsern alten Apologeten kaum mehr wiedererkennen. Fortan war es sein Bestreben, das Christentum in ein völlig indisches Gewand zu hüllen und eine durchaus indische Methode der Verkündigung anzuwenden. Mit dem ihm eigenen Ungefühl betrieb er, indischen Vorbildern folgend, die Gründung eines einheimischen Ordens von beschaulichen und lehrenden Laienmönchen, denen das Studium und die Predigt des Evangeliums obliegen sollte. Und jetzt faßte er den kühnen Plan, statt der scholastischen Philosophie das Vedantasytem des großen Philosophen Schankara, das er als wesentlich theistisch deutete, zum Aufbau des katholischen Dogmas zu verwenden. Denn er erklärte es als seine Überzeugung, daß Indiens geistige Führer sich niemals mit

der fremden scholastischen Begriffswelt verschönnen würden. Sofort machte er sich an die Ausführung seines Planes, indem er die Lehre von der Dreifaltigkeit und von der Menschwerdung in Vedantabegriffe faßte.

An diesen kühnen Gedanken war vieles richtig. Katholische indische Mönche, die das aszetische Ideal Indiens in christlichem Geiste verwirklichen, würden auf das Volk einen tiefen Eindruck machen. Es ist auch nicht zu leugnen, daß die christliche Lehre in der Ausdrucksweise des Vedanta vorgetragen — falls dies möglich ist — in den Ohren des gebildeten Inder angenehmer und verständlicher klingen würde als in ihrer scholastischen Fassung. Aber es befremdete die Kühnheit, mit der ein katholischer Laie die Glaubensverkündung unvermittelt auf eine neue Grundlage stellen wollte, und die Haft, mit der er die Ausführung betrieb. Unmöglich konnte der Vedanta ohne weiteres zum Aufbau des Dogmas gewählt werden. Wenn auch Schankara einen erhabenen Gottesbegriff herausgearbeitet hat, so fehlte ihm doch der Begriff der Schöpfung. Nach ihm ist die Welt ein Trugbild, die Menschenseele ist das göttliche Wesen. So deuten alle europäischen und indischen Gelehrten sein System. So hat auch Upadhyaya in den ersten vier Jahren seiner apologetischen Tätigkeit es ausgelegt und als die Pest Indiens leidenschaftlich bekämpft. Im besten Falle wäre lange, mühsame Geistesarbeit nötig, um den Vedanta zu läutern, der philosophia perennis anzugleichen und ihn dann als wahren Vedanta — „Vollendung des natürlichen Wissens“ — in Indien zur Geltung zu bringen.

Nach diesen Erfahrungen war das Vertrauen in den indischen Vorkämpfer des Christentums auch bei seinen besten Freunden erschüttert. Als er dann noch die britische Politik in Indien und Südafrika sowie das Vorgehen der Mächte gegen die Boxer in China mit maßloser Schärfe verurteilte und sogar die europäischen Missionäre in ehrenrühriger Weise angriff, sah sich die Missionsleitung zum Verbot der Lektüre seiner Zeitschriften gezwungen. In

diesem Stadium seiner Entwicklung konnte der vom Nationalstolz jetzt völlig beherrschte Brahmane die Maßregelung nicht mehr überwinden. Seine überlegenen Fähigkeiten waren seit 1900 für die Kirche verloren.

Der vielseitige Mann versuchte sich jetzt auf andern Gebieten. Im Bunde mit Rabindranath Tagore gründete er die später berühmt gewordene Schule Schantiniketan, und als nach kurzer Zeit eine Entfremdung zwischen beiden eintrat, trug er sich unabhängig mit großen Erziehungsplänen. Dann trieb ihn der Tätigkeitsdrang oder die Unruhe seines Geistes nach Europa. In Oxford und Cambridge setzte er durch seine geistvollen Vorträge die Professorschenschaft in Erstaunen. Nach seiner Rückkehr neigte sich sein Stern rasch dem Untergang zu. Wiewohl er sich bis zum Ende als Christ bekannte, ließ er sich in seinem Kulturstolz zur Förderung eines geläuterten Hinduismus hinreißen und unterwarf sich einer hinduistischen Reinigungszeremonie. Die Zaubervelt des Hinduismus hatte ihn wieder in ihren Bann gezogen. Leidenschaftlich griff er in den Freiheitskampf ein, so daß er als der gefährlichste Nationalistenführer Bengalens galt. Ein gerichtliches Verfahren wegen Aufruhrs war gegen ihn eingeleitet. Da starb er 1907 unerwartet rasch an den Folgen einer Operation.

Das Beispiel Upadhyayas zeigt, wie schwierig es für den gebildeten Inder ist, sich dem Zauberbann des Hinduismus dauernd zu entwinden und der demütigen Religion des Kreuzes ganz hinzugeben. Vor allem lenkt es unsere Aufmerksamkeit auf das schwierigste Missionsproblem in den östlichen Kulturländern hin, die Auseinandersetzung des Christentums mit der einheimischen Weisheit. Die Apologeten der alten Kirche haben, nicht ohne einzelne Fehltritte, die Versöhnung des Glaubens mit der platonischen Philosophie und der Stoa versucht und ihre Aufgabe auch zur Genüge gelöst. Die Scholastik hat dann mit glänzendem Erfolg die Philosophie des Aristoteles „getauft“ und in den Dienst der Theologie gestellt. Läßt sich daselbe auch

mit dem Vedanta — nur dieser kommt unter den östlichen Philosophien ernstlich in Frage — durchführen, und ist eine „Taufe“ wünschenswert?

Manche Missionäre bejahen die Frage. Sie verkennen aber keineswegs die Schwierigkeit und sind sich bewußt, daß diese nur allmählich unter gewaltiger geistiger Arbeit zu überwinden ist. Nur auf diesem Wege glauben sie die höheren Klassen gewinnen und damit dem Christentum zum Siege verhelfen zu können. Andere, wohl die meisten, verneinen die Frage, weil die Trennung der katholischen Wahrheit von

der scholastischen Form kaum mehr durchzuführen sei. Sie suchen durch Entgegenkommen auf andern Gebieten das Christentum auch den Gebildeten näher zu bringen und erhoffen den Sieg des europäischen Geistes in der ganzen östlichen Welt, der dann die fragliche Synthese überflüssig machen würde. Der katholischen Einheit und der Reinheit des Glaubens wäre damit sicher am besten gedient. Aber während der Sieg des europäischen Geistes in Japan und China gesichert scheint, ist er in Indien noch nicht in Sicht.

Alfons Wäth S. J.